

LOKALES

Wiesbaden, 3. Aug.

Manicheln ohne Abzwang. Abschlägig beschieden hat das Königl. Polizeipräsidium die Petition des Vereins der Catelliers Deutschlands um Freigabe des sog. „Manicheln ohne Abzwang“, welches bekanntlich durch ein Urteil des Kammergerichts als nicht zu den Hazardspielen gehörig erklärt worden war. Das Polizeipräsidium betont, daß es dessen ungeachtet auf seinem bisherigen Standpunkt beharre und das Manicheln mit und ohne Abzwang als Hazardspiel ansehe, dessen Duldung zu bestrafen sei. Es stütze sich hierbei auf die jüngste Reichsgerichtsentcheidung, welche im gleichen Sinne ausgefallen sei. An den ablehnenden Bescheid knüpft die Polizeibehörde die Warnung an die Caschenspieler, sie möchten unter keinen Umständen das Manicheln mit oder ohne Abzwang in ihren Lokalen zulassen, falls sie Strafe vermeiden wollen.

Die Protestationskirche in Speier. Man schreibt uns mit der Bitte um Aufnahme: Dem Rufe des Regierungsekretärs Meyer zum Auszuge nach Speier waren nicht nur Wiesbadener, sondern auch Mainzer, Rheingauer und Pfälzer gefolgt, die sich unterwegs angeschlossen. Mehrere Teilnehmer hatten es der frühen Morgenstunde halber vorgezogen, bereits am Vorabend nach Speier zu fahren. Dasselbst angekommen, rief das harmonische, choralmäßige Glöckengeläute der Gedächtniskirche zum Gottesdienst. Die Kirche ist nicht, wie mehrfach irrtümlich angenommen wird, ein Bau zum durchlaufen und geschäftsmäßigen Anschauen, einem Taubenschlag gleichend, sondern zur sonntäglichen, gottesdienstlichen Erbauung bestimmt. Gleich beim Anblick des aus weißen Quadern erbauten Werkes fühlen wir, daß es sich um ein wichtiges protestantisches Denkmal handelt. Wir finden uns beim Eintritt in einer gehobenen andächtigen Stimmung versetzt, die uns sofort an das große Werk Luthers erinnert. Wir sehen in der Vorhalle die tropische protestierende Erzgestalt Luthers auf hohem Granitsockel. Auf dem Marmordiebel lesen wir seine Worte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“. Um ihn herum sollen noch die Standbilder seiner Getreuen und Beistände zu stehen kommen und über ihn das Wandgemälde des Reichstags in Speier angebracht werden. Auf den referierten Wiesbadener Bank wurde Platz genommen. Nach dem Gesange bestieg Herr Prof. D. Gumbel die Kanzel. Mit lautmächtigster Spannung folgte die große Gemeinde den begeisterten Worten des Redners, der sich um das Werk unsterblich verdient gemacht hat. Der Predigt lag die Sonntagsepistel 1. Kor. 10, 6-13 zu Grunde. Als erste und Grundwarnung wurde bezeichnet das Herrschenlassen der bösen Lust über Denken, Fühlen und Wollen des Menschen. Dagegen sei es die hohe edle Aufgabe eines jeden echten Menschen, der bösen Lust mit aller Energie entgegenzutreten. Anders verfallt der Mensch dem uneingeschränkten Genuß der Sclaverei, der Sinnlichkeit, worin die Warnungsworte eindringlich warnen. Die Heuchelei, vor der weiter gewarnt wird, hilft nichts. Als zweiter Schlus aus der bösen Lust folgen dann Lebenswunden, die milde Rede und Beere, die Verzweiflung bezeichnet. Herrn Reg.-Sekretär Meyer fiel nunmehr die Aufgabe zu, die Anlage und Ausstattung des so mächtig wirkenden stolz emporragenden Gotteshauses zu erklären. Ueber die vornehme und doch einfache, innere und äußere Einrichtung ist schon früher berichtet worden. Bei dem Rundgang hatten die Gäste Gelegenheit, Zeuge von der Taufe zweier junger Speierer Weltbürger zu sein, welches freudige Ereignis für die Wiesbadener Gäste ein besonderes Interesse hatte. Die jungen Weltbürger erhielten die Taufe auf dem Taufstein, der von den Evangelischen unserer Provinz aus Er-

tragnissen des von Herrn Meyer aufgestellten Sammelkastens gestiftet worden ist und am Sockel die dementsprechende Widmung trägt. So hat unsere Provinz in der Protestationskirche, also in dem Taufstein des Protestantismus, den Taufstein für den Speierer protestantischen Nachwuchs errichtet und sich damit eine dauernde Erinnerung gesichert. Möge diese sinnreiche Ehrung ein neues Band zwischen Speier und Wiesbaden sein. Der Nachmittag war dem geselligen Teile in den gartenähnlichen Rheinanlagen gewidmet. Herr Sekretär Meyer erklärte zur großen Freude, daß er 800 Protestations-Mark für die Kirche in Speier mitgebracht habe, welche Summe aus den schönen Gegend Wiesbaden, Rastatt und Eichenach, seiner Heimatstadt, eingegangen seien. Er bringe einen herzlichen Gruß von den Stiftern und Helfern. Auf der ehrwürdigen Wartburg wehe ein Banner, aufgerichtet für alle Zeiten, das keine Macht der Welt herunterzureißen vermag — es ist das Banner des deutschen Volkstums, deutscher Nationalität, es ist das Banner des Protestantismus, es ist das Banner jenes größten Deutschen, der sein Wort erfüllt hat: „Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen“. Und wenn selbst einst vom Bon der Wartburg sein Stein mehr steht, so wird der Glanz, den der Ansehlichkeit Luthers auf das alte Bergschloß warf, noch den Namen desselben und den Berg allezeit umstrahlen. Nach diesen von Herzen kommenden Worten übergab Herr Meyer 80 bunte Goldstücke mit dem Wunsche, diese neue Rate dem Fonds zur inneren Vollendung einzuverleiben. Die Herren D. Gumbel und Stefan Hoffmann dankten tiefbewegt für das Geschenk und die fortgesetzte kräftige, noch sehr nötige Unterstützung durch Herrn Meyer. Mit dem letzten Zuge trennte man sich in dem Bewußtsein, untergegangene schöne Stunden in Speier verlebt zu haben.

Muttertsprache, Mutterland, wie so wonnig. Ein Vorfall, der trotz seines Erstes doch nicht des komischen Beigeschmacks entbehrt, ereignete sich vor einigen Tagen auf dem sonst für dergleichen Sachen wenig geeigneten Kaiserhofe des 1. Bataillons Infanterie-Regiments 47 in Jersch bei Bosen. Ein Musikstern dieses Bataillons hatte sich in einem Vergnügungstempel der Beschauerei und des Diebstahls eines Portemonnaies schuldig gemacht. Die bestohlene Kellnerin (übrigens eine biederer Transfuterin) wandte sich nun kurz entschlossen zwecks Feststellung des Musiksterns an das Regiment. Auf Befehl nahmen nun die vier Kompanien auf dem Kaiserhofe Aufstellung und in feinsten Toilette erschienen nun die Bataillone, um die Front der einzelnen Kompanien abzuschreiten und den Attentäter herauszufinden. Ueberrascht durch die gewöhnliche Befestigung, nahmen die Musikanten sofort eine stramme Haltung an, sobald die Mamsell bei ihnen vorüberging. Da sich nun aber die Soldaten infolge ihrer gleichen Kleidung sehr ähnlich sahen, wollte es ihr nicht gelingen, den Schuldigen zu finden. Da kam ihr plötzlich die Erinnerung daran zur Hilfe, daß der Musikstern der unregelmäßigsten Berliner Dialekt spräche. Ein der Tat verdächtiger Mann wurde nun vom Bataillons-Adjutanten herangerufen und vom Gerichtsoffizier zur Rede gestellt, worauf der Soldat antwortete: „Ne, ich bin denn nich gewesin!“ doch an seinem Dialekt erkannte die Mamsell in ihm den Schuldigen und sein Streiten konnte ihn nicht mehr retten. Da dieser Musikstern auch schon vor seinem Eintritt zum Militär bestraft ist, so dürfte das Strafmaß für diese neue Tat dementsprechend bemessen werden.

Fernphotographie. Am Mittwochabend fanden die ersten gelungenen Bildübertragungen zwischen dem Universitätslaboratorium München und der Ausstellungshalle am Zoologischen Garten in Berlin statt. In der Erfindungsausstellung steht in der Gartenhalle eine Doppelstation (Sender und Empfänger), System Professor Korn, welche während der Besuchsstunden in sich selbst arbeitend vorge-

führt wird. Die Geberstation arbeitet dann auf die benachbarte Empfängerstation und telegraphiert Bilder über einen elektrischen Widerstand, welcher etwa der Leitung Berlin-München entspricht. In München steht ein zweiter derartiger Doppelapparat. Nun hat das Reichspostamt für Fernsprechversuche in den Abendstunden von 9-11 Uhr eine Fernleitung nach München freigegeben, und in den letzten Tagen war in den Ausstellungshallen direkte Leitung von den Apparatetischen zur Telephonzentrale und von dort über Amt 6 zum Fernamt fertig gemacht worden. Gestern Abend fand der erste Versuch auf der neuen Leitung statt, und er ist gut gelungen. Um 9 Uhr 10 Min. begann in der Ausstellungshalle Dr. Magel, der Assistent des Prof. Stern, die Leitungen abzuhängen. War doch durch einfache Umschalter die Photographieleitung auch für's Telephonieren zu gebrauchen. Um 9 Uhr 1 Min. wurde mit dem Münchener Herrn Will die Normalzeit auf der Uhr verglichen. Um 9.20 Uhr wurden Maxima und Minima von München nach Berlin gegeben, d. h. die Arbeit des Lichtrelais geprüft. Um 9.30 Uhr ging das erste Bild von München nach Berlin ab. Die Rotoren schnurrten, die Synchronisiereneinrichtungen klapperten, und das Lichtrelais spielte. Nach 10 Minuten war das erste Bild gegeben. Nun ging es mit der Kassetten in die Dunkelkammer. Der Film schaukelte im Bade. Deutlich beginnt sich die Figur Kaiser Wilhelms in der Uniform der Totenkopfschützen zu entwickeln. Das erste Bild ist gut übertragen. Die Apparate stimmen gut zusammen. Nun folgen bis 11 Uhr Bilder des Kronprinzen, des Prinz-Regenten und Professor Sterns. Durch Bayern, Franken, Thüringen und Sachsen eilen die Bilder im Stromstoße anspülend nach Berlin. Fürwahr, ein Triumph menschlichen Erfindungsgeistes! — In der kommenden Woche soll nun auch von Berlin nach München gegeben, und die Beführungen sollen einem geladenen Publikum zugänglich gemacht werden.



Briefkasten. Stammtisch L. B. Eine gelegliche Pflicht im bezeichneten Sinne gibt es nicht, aber es liegt einer wohlwollenden Gemeindevorwaltung nahe, einer so guten Sache, wie die Turnerei, nach Möglichkeit der Ortsverhältnisse möglichst entgegenzukommen.

B. 621. Mariner wird mit einer Mischung von drei Teilen feingepulvertem roten Trippel und 1 Teil Schwefelblumen trocken mittels Lederlappens poliert.

Al. Tennispielerin. Das vom Kronprinzen mit Vorliebe betriebene „Rabpolo“ ist ein Schlagballspiel. Ursprünglich ein schon im grauen Altertum ausgeführtes orientalisches Reiterpiel, wurde es von englischen Offizieren in Indien eingeführt und in seine Regeln geordnet, die von der Irish Bicycle Polo Association auf das Radfahren übertragen wurden. Zum ersten Male wurde das Spiel im Herbst 1897 öffentlich unter großem Beifall in Dublin durchgeführt. Im wesentlichen ist das Rabpolo ein Parteikampfbild, in dem die vier — aber oft auch nur zwei — Mann starken Gegner versuchen, eine etwa 9 Zentimeter große Holzugel mit meterlangen, selten üblichen Holzstöden auf einem etwa 150 Meter langen, 50 Meter breiten, kurz geschnittenen, festen Rasenplatz einander abzuwehren und in das feindliche Tor zu treiben.

Kleines Feuilleton.

Giesener Originale. Zum 300jährigen Jubiläum der Universität Gießen, das soeben in Gegenwart des Großherzogs von Hessen gefeiert worden ist, leitet ein Leser der „Frl. Ztg.“ Erinnerungen an Giesener Originale mit. Da war der ehrenwerte Schneidermeister V., der seinen Kunden, wenn er ihnen einen Anzug verpfuscht hatte, was öfter vorgekommen sein soll, mit seiner stehenden Redensart tröstete: „'s macht nix, 's gibt doch a Welt!“ Und der Kupferstecher A., der Liebig bei seinem Weggang von Gießen in dichterischer Begeisterung zugerufen hatte: „O, du großer Liebig, bleibe lieber hiesel!“ Damals lebte in Gießen auch das edle Freundespaar, der pensionierte Pfarrer B. und der Professor C., die man oft Arm in Arm, die schwarze Angströhre auf den ehrwürdigen Säulern, durch die Straßen wandern sehen konnte, wenn sie am hellen Tage zu viel Alkohol in Gestalt von gewöhnlichem Schnaps „inhihiert“ hatten. B. war groß und stark, D. klein und schwächlich. Beide waren gelehrte Herren. B., wie man sagte, der beste Gelehrte in Gießen, von dem erzählt wurde, er habe das „Gauceanus“ in die Sprache des alten Testaments übertragen, war von seinem alzu großen Durstes seines Amtes entsetzt worden. Wie die Sage ging, hatte er auf der Kanzel seinem Lieblingstrank eine Lobrede gehalten. D. war der beste Lateiner. Sein quiekendes Stimmchen hatte ihm den Namen „Quietisch“ eingetragen. Er hatte in jungen Jahren einem der schönsten Mädchen in Gießen einen Heiratsantrag gemacht und war abgewiesen worden, weil er zu klein sei. Da rief der Kleine in rasch aufsteigendem Zorn in hohem Diskant: „Ei, so heiraten Sie doch den Kirchturm!“

Der Aniff der Arbeitswilligen. Zu den eigenartigsten Mitteln müssen die arbeitswilligen Bauarbeiter in Berlin vor dem Terrorismus der streikenden greifen. Das sozialdemokratische Zentralorgan selbst berichtet: „Früh gegen 6 Uhr fahren Robelwagen und Armerer, mit Leuten im Sonntagstaat besetzt, die ein Achtel Bier bei sich führen, um den Anischen zu erwecken, als ginge es zur Landpartie. Mäßig vor den Neubauten vor und verschwinden in denselben.“

Ueber ein Eisenbahnidyll berichtet der „Zechenburger Kreisblatt“: „Ein biederer Bürger — mit Vornamen Hein — wollte mit dem Mittagzuge nach Quedlinburg fahren. Auf dem Bahnhof angelangt, fällt ihm ein, daß er etwas verges-

sen habe und bittet den Zugführer, einen Augenblick zu warten. Spornstreichs eilt er nach Hause, um das Vergessene zu holen, im Galopp gehts und, um schneller zu kommen, auf einem anderen Wege über Hecken und Bäume zum Bahnhof zurück; unversehens springt er in den Zug und denkt: Nun kann's losgehen. — Es ging aber noch lange nicht los. Auf die Frage eines Reisenden wegen des langen Aufenthaltserfolgt die Antwort: „Hein ist noch nicht wieder zurück. Da erhält aus einem Fenster des Zuges eine Stimme: „Hein sitzt so all lang in 'n Zug!“ Da ging es denn endlich los.“

Wehe dem, der kühlt! „Den Hygienikern ist nichts heilig, wenigstens wenn es unappetitlich ist.“ So beginnt in der Zeitschrift „Werde gesund“ ein Artikel, der leider sehr viel unangenehmes vom Können enthält. So hat in Ohio ein Arzt erstlich ein Gele gegen den Mundkuss beantragt und aus England wird berichtet, daß Kinder um ihren Gut ein Band mit dem Ausdruck tragen: „Don't kisse me!“ Kisse mich nicht! Gewiß werden die verschiedensten Krankheiten durch das Küssen übertragen, so die Lues, wie Dr. Journer berichtet, und Professor Neumann in Wien hat nicht unrecht, wenn er küßende Tuberkulose für gewissenslos erklärt. In einem Aufsatz von Zede über den Kuss werden zwei recht unerwartete Aufschlüsse geschildert. In einem der angeführten Fälle wurde bei einem 13jährigen Mädchen, ohne daß eine neuropathische Belastung vorhanden gewesen wäre, durch küßende epileptische Anfälle hervorgerufen, in dem anderen bekam ein, allerdings erblich belastetes, junges Mädchen nach einem plötzlich erhaltenen Kusse solchen Abscheu vor diesem Bärkeitsakte, daß es im späteren Leben vor jedem Kusse ihres Mannes förmlich erschrak. Die Chinesen sind im Küssen viel vernünftiger. Der französische Forscher, der fruchtbarsten Arminakromansobrikanten zu übertrumpfen. Diebe in Glashandschuhen, in Päckchen und Automobilen sind schon alle dagewesen und haben längst den Reiz der Neuheit eingebüßt, sowohl auf der Bühne, wie im Leben. Diesen Typen hat sich jetzt der Hypnotiseur zuge-

stellt, und gleichzeitig scheint die Frage damit gelöst zu sein, ob der Mensch unter Einwirkung der Hypnose zum Verbrecher werden kann. Man schreibt uns zu dieser sensationellen Angelegenheit aus New York: In der letzten Zeit sprach man in Amerika viel von einem gefährlichen Menschen, der sich zu seinen Betrügereien eines unbeteiligten Dritten bedienen soll, den er sich durch die Hypnose willfährig macht. Im allgemeinen wurde aber nicht recht an die Wahrheit der Sache geglaubt. Jetzt haben sich einige Professoren der Harvard-Universität der Angelegenheit angenommen und bestätigt, daß die Gabe zum Hypnotisieren ebenso gut in den Händen der Verbrecher gefährlich werden kann, wie sie andererseits vielleicht auch zum Segen der Menschheit beitragen werde, wenn sie richtig angewandt wird. Als Beispiel wird angeführt: Vor kurzem sei ein Delinquent hingerichtet worden, der vor dem Richter gestanden habe, den ihm zur Last gelegten Mord begangen zu haben. Die Gelehrten sind aber nunmehr durch gewisse Umstände zu der Überzeugung gekommen, daß der Betreffende sich durch Hypnose des wirklichen Täters schuldig bekannt hatte. In Chicago war vor einigen Wochen das Gerücht verbreitet, der Angeklagte in einem Mordprozeß verfüge über bedeutende hypnotische Kräfte. Er habe während der Verhandlungen die Geschworenen einzuschlafen. Später stellte sich heraus, daß die Schwärze im Gerichtssaal an ihrem Unwohlsein schuld war. Jetzt liegt aber ein Fall vor, in dem der Uebertäter mit Hypnose gearbeitet hat. Bei einer Frau Croft in Cleveland, Ohio, erschien vor wenigen Tagen ein eleganter junger Mann, der sich als intimer Freund ihres abwesenden Gatten vorstellte. Frau Croft war von dem Benehmen des Besuchers so entzückt, daß sie ihn zum nächsten Tage wieder einlud. Der junge Mann erschien wieder und hat im Laufe der Unterhaltung Frau Croft um ein Glas Wasser. Bereitwillig holte es die Dame. Als sie wieder zur Tür hereintrat, wurde sie von ihrem Gast derartig fixiert, daß sie sofort unbewußt stehen blieb. Der Herr machte darauf noch einige Schritte auf sie zu, worauf Frau Croft in einen tiefen Schlaf fiel. Als sie wieder erwachte, war ihr Besucher verschwunden und mit ihm ihre Zweifel und harte Geld im Gesamtwerte von etwa 20 000 M. An anderer Stelle hatte der Gauner dasselbe Manöver mit gleichem Effekt ausgeführt. Es fehlt selbstverständlich jede Spur des dreifachen Verbrechers.



Nr. 180.

Sonntag, den 4. August 1907.

22. Jahrgang.

Er soll dein Herr sein.

Roman von Clara Hulepp-Stübs.

(Nachdruck verboten.)

I. Kapitel.

An der Haustür der großen Kinderheilstalt des Geheimrats Helm wurde auf den Knopf der elektrischen Klingel gedrückt.

„Mein Name ist Paulus, Doktor Herbert Paulus. Ich werde erwartet, melden Sie mich.“

Der das dem öfFnenden Portier sagte, ist ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann mit dunklem Haar, dunklen Augen und starkem Schnurrbart. Raschen Blickes mustert er das helle einfach gehaltene, aber geschmackvolle Treppenhaus.

Der Portier verbeugt sich in ehrerbietigster Dienstbeflissenheit. Die imposante Erscheinung, der Metallklang der Stimme haben den alten Karl eingeschüchtern, so daß er ganz gegen seine Gewohnheit gar nicht wagt, sich den Fremden näher anzunähern. Er führt ihn in das Wartezimmer, schlägt eine dunkelbraune Portiere zurück, öffnet die dahinter liegende Tür und tritt mit einem tiefen Büdning zur Seite.

Vor des Doktors Augen liegt ein mähtiges, großes, in vornehmster Einfachheit gehaltenes Gemach. Zwischen den breiten Fenstern ein Schreibtisch von Eichenholz, dessen grüne Tuchplatte mit Büchern, Büchsen und Fläschchen bedeckt ist. An der einen Wand ein Instrumentenschrant, an der andern eine Chaiselongue von dunkelbraunem Plüsch. Darüber hängt ein herrliches Gemälde von Professor Neumann, ein Seestück, in der diesem Maler eigenen, meisterhaften Ausführung. Doktor Paulus sieht sich interessiert um. Das ist also das Reich seines nunmehrigen Chefs? Er hatte sich immer gewünscht, der Assistent dieses berühmten Kinderarztes zu werden und sich von Cincinnati aus, wo er ein Jahr weilte, darum bemüht. Wie freute er sich, als der Geheimrat ihm schrieb und er die Stelle des zweiten Assistenten erhielt. Das Studienjahr in Amerika hatte ihn so manches gelehrt, was er glaubt, unter der Leitung dieses peinlich gewissenhaften Mannes gut verwerten zu können. Er atmet tief auf. Vbr sein geistiges Auge tritt Cincinnati mit seiner dicken, staubigen Luft, mit seinem alles beschmutzenden Ruß und den rastlos arbeitenden Menschen aller Nationen. Manoh armer Kranker zählte dort im Fieberwahn seine Pfennige zusammen und rechnete, rechnete, rechnete. Halb krank noch, flehte er um seine Entlassung, und wenn ihm diese gewährt wurde, stürmte er fort, ohne Dank einzuholen. Der Doktor nickte mit dem Kopf. Das war ein Leben dort gewesen — gut zwar für sein Studium und seine Menschenkenntnis, aber eine Oede, eine Deere in ihm zurücklassend, die er fast wie einen körperlichen Schmerz empfand — und er hatte doch gemeint, gerade kein Uebermaß von Gemüt zu besitzen.

Eine Tür geht, er wendet sich um und sieht einen schlanken, jungen Mann von etwa vierundzwanzig Jahren eintreten. Mit einer höflichen Verbeugung deutet derselbe auf einen Sessel am Fenster.

„Bitte, wollen Sie Platz nehmen, meine Schwester wird gleich erscheinen.“

„Ihr Fräulein Schwester? Ich möchte den Geheimrat sprechen; ich bin angemeldet und werde von ihm heute erwartet.“ Ein wenig Ungebuld klingt aus dem Ton.

„Ich weiß, ich weiß! Nicht wahr, Herr Doktor Paulus!“ Interessiert schaute der junge Mann in das intelligente Antlitz des Doktors. „Leider ist Onkel seit einigen Tagen verreist. tante ist sehr leidend und wurde kränker. Da bestand Hildegard darauf, daß er sie gleich ins Gebirge begleitete, anstatt erst später nachzukommen, wie er beabsichtigte. Zwei bis drei Monate werden sie wohl bleiben. Es geht hier ja auch alles am Schnürchen. Hilfe ist gut im Zuge. Alle Wetter, hätte es nie für möglich gehalten, daß eine Frau so viel leisten kann.“

Doktor Paulus erstaunte über das, was er hier hört. Der Geheimrat verreist? An wen soll er sich denn wenden? Wer ist sein Vertreter hier? Gewiß der erste Assistent! Zweifellos liegt die Leitung der großen Anstalt in seinen Händen. Oder sollte ein Kollege des Geheimrats dieselbe während seiner Abwesenheit übernommen haben? Er wird unruhig. Eine plötzliche Ahnung, wie von etwas Unangenehmem, das ihm bevorsteht, kommt über ihn. Ein Gedanke zuckt in ihm auf, wie ein jähes Erschrecken. Ganz benommen von der Befürchtung, die ihn quält, fragt er hastig:

„Da Ihr Herr Onkel verreist ist — bitte, an wen habe ich mich da zu wenden? Wer hat die Oberleitung?“

„Die Oberleitung? Nun wer anders als meine Schwester!“

Der Doktor richtet sich straff empor. Seine Stimme klingt hart wie Stahl. „Dann bedaure ich, unter diesen Umständen die Stellung nicht antreten zu können. Ich arbeite nicht unter der Direktion einer Dame.“

Da — ein leichter Schritt hinter ihm. Durch die Tür des Wartezimmers ist Fräulein Doktor Hildegard Luß eingetreten. Ihr feines, durchgeistigtes Gesicht ist leicht gerötet, aus den dunkelblauen Augen spricht es. Sie hat die letzten Worte des Doktors gehört. Dieser ist aufgestanden, er verneigte sich:

„Doktor Paulus, gnädiges Fräulein: Ich höre soeben, daß Ihr Herr Onkel verreist ist. Es tut mir leid, allein unter diesen Umständen kann ich nicht bleiben.“

„Aber die Reise meines Onkels hat gar keinen Einfluß auf den gleichmäßigen Gang hier. Es geht genau alles so weiter wie bisher.“ Ruhig und sachlich spricht sie, kann aber doch nicht verhindern, daß die Röte in ihrem Antlitz einer tiefen Wölfe weicht. Ihre Augen hängen gespannt an den stolzen, energischen Zügen des vor ihr stehenden Mannes. Der schaut sie an, sieht sie prüfend in das klare, leuchtende Augenpaar, in die lieblichen Züge — ein Rud geht durch seine hohe Gestalt, aber nein — es geht nicht, er kann sich nicht einer Frau unterordnen.

„Ich bedaure sehr — ich kannte die Verhältnisse hier nicht näher, komme direkt von Amerika herüber und wünschte unter Leitung des Geheimrats weiter zu arbeiten,“ beharrte er.

„Mein Gott, das können Sie ja später auch!“ Es klingt aus dem kleinen Munde, mit den schmalen Lippen, genau so, als wenn sie sagte: „Mein Gott, wie kleinlich!“ Das ärgert, das reizt ihn. „Wir haben so viel zu tun! Jedes Bett ist besetzt und Operationen jeden Tag. Wir rechnen so fest auf Ihre Hilfe und nun wollen Sie nicht!“ Etwas wie echtes, mädchenhaftes Schmolzen zuckte um den Mund, vibrierte in der Stimme und läßt den Doktor aufhören. Aber trotzdem —

„Ich kann aber nicht unter der Leitung einer Dame arbeiten! In Amerika gibt es viele Ärztinnen — ja, das sind Kolleginnen, das ist etwas anderes mit solchen —, waren sozusagen gar keine Frauen.“

„Sehen Sie! Da bin nun ich für Sie auch keine,“ erwiderte sie, „denn ich bin doch ebenfalls Kollegin.“

„Sie — Kollegin, mein gnädiges Fräulein?“

„Nun, und was für eine, Herr Doktor! Auf die sind wir alle stolz,“ mischt sich der bis dahin ruhig in einem Buche blätternde Bruder ein.

„Aber Richard,“ sagt Hilbe und zieht die Stirn kraus. Dann wendet sie sich zu Doktor Paulus, ihr Gesicht ist noch blaß, doch ihre Stimme ruhig.

„Herr Doktor, was Sie mir vorhin sagten, veranlaßt mich zu einer kurzen Erklärung. Ich könnte Sie ruhig gehen lassen und ich muß gestehen, ich hätte es vielleicht auch getan, wenn wir Sie nicht, gerade jetzt, so sehr nötig brauchten. Bedenken Sie, mein Onkel ist es, welcher die Leitung dieser Anstalt — also das Wohl und Wehe seiner Kranken — in meine Hände legte. Glauben Sie, daß ein Mann wie er, nicht weiß, was er tut? Ich war hier, an dieser Stätte, schon als Kind sein kleiner Assistent, wie er mich scherzend nannte. Mein einziger Wunsch war stets, ihm in Wirklichkeit eine tüchtige Hilfe zu werden. Dieser Wunsch ist nun erfüllt, ich bin Ärztin geworden — ich fülle meinen Platz aus und kein Vorurteil, kein Achselzucken der Menschen soll mich von diesem Plaze verdrängen.“

Der Doktor fühlt sich bis ins Innerste getroffen. Zum erstenmal in seinem Leben muß er die Sicherheit und Seelengröße einer Frau anerkennen. Er tut es widerwillig, es bäumt sich etwas auf in ihm. Nur nichts merken lassen, sich nicht unterordnen, nein, nein! Die echte Frau wird sich niemals über den Mann erheben, wird niemals einen so männlichen Beruf ergreifen wie den einer Ärztin. Seine Augen blitzen kalt und prüfend über die junge Dame hin. Sie gleiten an der zarten, feingebauten Gestalt nieder, dann haften sie an den kleinen, weißen Händen, die ohne jeden Schmutz sind. Diese Gestalt im Sezierraum, diese Hände am Operationstisch hantieren zu sehen — lächerlich. Sein Ideal von einem Weib ist anders. Und doch — sie ist schön, diese Fräulein Doktor! So ganz wie ein junges Mädchen, lieblich und hold! Das blonde Köpfchen etwas geneigt, die Hände leicht ineinandergelegt, sitzt sie in dem reich geschnittenen großen Lutherstuhl, welchen sie etwas vom Schreibtisch zurückgeschoben hat.

„Nun, Herr Doktor! Ich bitte Sie, rechtfertigen Sie meines Onkels Vertrauen, der mir in Ihnen eine Hilfe zur Seite stellen wollte. Lassen Sie sich nicht durch kleinliche Bedenken leiten. Sie finden bei uns ein großes Arbeitsfeld, helfen Sie mir bei der gegenbringenden Ernte, helfen Sie die Not meiner armen Kranken lindern — bedenken Sie, es sind junge Pfälzerlein, sie bedürfen der aller sorgfältigsten Pflege,“ sagte sie warm.

Sie schaute auf und blickte ihn an. Eine rosige Glut färbte jetzt ihr reizendes Gesichtchen, selbst ihr kleines Ohr glüht dunkelrot vor Erregung, die Augen sehen tiefblau und fast überirdisch groß aus. Die blonden Haarwellen schimmern goldig und umgeben das Antlitz in reizvoller Einrahmung.

In des Doktors Brust kämpfen die widerstreitendsten Empfindungen. Er fühlt sich bestämt und bedrückt von der Güte dieser Frau. Sie hätte ihm ja einfach die Türe weisen können und statt dessen hat sie ihn förmlich zu bleiben. Er vergißt, daß sie auf Antwort wartet, da streckt sie ihm bereits mit einem lieben Nicken die Hand entgegen und fragt:

„Nicht wahr, Sie bleiben oder kommen vielmehr morgen zu uns? Ja? — O, das ist schön!“ Er hat keine Zeit, sich zu besinnen, denn er hält schon die kinderzarte Hand in der seinen und fühlt, wie die feinen Fingerchen sie fest umschließen.

„Nun denn — ich komme morgen.“ Er verneigt sich ein wenig.

Wie mich das freut! Und gute Kameradschaft werden wir gewiß halten, wenn Sie mir dieselbe auch oft recht schwer machen werden, denn das Fräulein Doktor wird Ihnen wohl noch manch liebes Mal recht unbequem sein und ihre Oberleitung erst recht,“ sagte sie mit schelmischem Nicken um den feinen Mund. „Aber ehe der Onkel heimkommt, werden wir uns eingewöhnt haben, meinen Sie nicht auch?“

„Gewiß, gnädiges Fräulein!“

„Bitte, einfach Fräulein Doktor!“

Er beißt sich auf die Lippen. Ihre Bemerkung ärgert, ihr ganzes Wesen reizt ihn. So sehr er auch ihre liebliche Schönheit bewundert und ihre Ansichten achten muß, es bedarf seiner äußersten Willensanstrengung, um nicht noch einmal zu rufen: „Nein, ich kann und werde nicht unter Ihnen, wie überhaupt unter der Leitung einer Frau arbeiten!“

Er zwingt die rebellischen Gedanken nieder und unterhält sich noch eine Weile in ruhigem Ton mit ihrem Bruder, welcher sich lebhaft für Amerika interessiert und ihn nach diesem und jenem fragt, während Hildegard einige Briefe, die der Portier Karl hereingebracht hat, durchliest. Dann wendet sie sich wieder zu ihm und sagt mit gewinnendem Lächeln:

„Wenn Sie nachher mit mir einen Rundgang durch die Anstalt machen wollen, dann werde ich Ihnen unser Arbeitsfeld zeigen können.“

„Fräulein Doktor haben nur zu befehlen.“

O, nicht doch! Heute sind Sie noch frei, da habe ich Ihnen gar nichts zu sagen,“ erwiderte sie liebenswürdig.

Also heute noch frei, denkt er bitter. Warum sagt sie ihm das? Will sie ihm damit ein für alle mal seine Stellung vorzeichnen: Hier habe ich zu befehlen! — Er versteht sich selbst nicht, daß er das alles so gehässig auslegt. Eine kleine Pause tritt ein. Hildegard ist aufgestanden; als wenn sie auf ihn wartete, zögert ihr Fuß, die paar Schritte nach der Tür zu gehen, ihr Gesichtchen ist ihm zugewandt, ihre Augen suchen die seinen mit ernstem, fragendem Blick.

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie jetzt nicht begleite! Ich habe noch eine Wohnung zu suchen, meine Effekten zu ordnen und was dergleichen mehr sind. Ich bin erst heute mittag aus Bremerhaven gekommen.“

„Das wußte ich nicht! Aber mein Gott, dann ist es ja selbstverständlich, daß ich Sie nicht aufhalte, nein, nein, dann gehen Sie nur.“ Sie reicht ihm die Hand, neigt leicht und grazios das kleine Köpfchen und sagt warm:

„Auf Wiedersehen morgen früh!“

Er erfaßt das Händchen und beugt den starren Nacken ein ganz klein wenig nur, dann geht er, begleitet von Hildegards Bruder, stumm hinaus.

Fräulein Doktor Hildegard Luz ist allein. Sie setzt sich wieder in den großen Schreibtischstuhl und starrt in tiefem Sinnen vor sich hin. Ihre Hand nimmt ein elfenbeinernes Falsbein und spielt mechanisch damit. Sie denkt an den schönen, stolzen Mann, der ihr vor wenigen Augenblicken gegenüber gestanden hat, wie wenig imponierte dem ihr Wissen, ihre Stellung hier. Er hatte einzig nur die Frau gesehen, die sich zu dem Beruf des Mannes gedrängt hat. Wie hochmütig, ja fast ironisch hatte er gesagt: In Amerika gibt es viele Ärztinnen, das sind Kolleginnen — waren sozusagen gar keine Frauen!

Sie hatte während ihres Studiums auch solche kennen gelernt! Aber was gingen sie dieselben an? Wozu sollten sie sich darin gefallen, es den Männern gleich zu tun, und mit kurzen Haaren im Herrenhut herumzugehen — sie blieb wie sie war, innerlich und äußerlich ein echtes Weib, trotz allen Wissens, trotz aller Ruhe und kühlen Sicherheit ihres Wesens. Es wird ihr schwül im Zimmer. Sie öffnet einen Flügel des großen Fensters und lehnt sich hinaus. Die Anstalt umgibt ein weitläufiger Park mit alten, herrlichen Linden- und Eichenbäumen. Dicht vor dem Fenster erheben sich einige derselben und hüllen mit ihrem Schatten das Zimmer in grüne Dämmerung. Hildegard atmet die erfrischende Luft ein, in tiefen Zügen hebt und senkt sich die junge Brust. Wie ein schwerer Druck lastet plötzlich die große Verantwortung, die sie übernommen hat, auf ihr. Ob er sie wohl unterstützen wird, bei dem schweren Werk? Oder ob sie wird kämpfen müssen? Gegen seine Vorurteile gewiß — aber sein Wissen, sein Mut und seine Energie, die ihr Onkel so sehr gerühmt hat, die werden ihre Hilfe sein.

Ein weiches Gefühl kommt über sie. Sie lehnt das Köpfchen an den Pfosten des Fensters und denkt an ihre Kinderzeit, die sie so glücklich in der elterlichen Villa verlebte. Dann kam plötzlich das Unglück — sie war noch ein Kind damals, aber sie weiß es noch wie heute. Sie kam so fröhlich aus der Schule gesprungen, da reicht ihr eine gewöhnlich gekleidete Frau mit hämischem Grinsen ein Extrablatt.

„Hier, mein Töchterchen, lies man —“

Ach, sie hatte auf das Blatt gestarrt, lange, lange — die Buchstaben hatten ihr vor den Augen getanzt. Dann hatte sie einen lauten Schrei ausgestoßen und war wie wahnsinnig nach Hause gestürzt, der Mutter an den Hals.

„Mama, Mama, wo ist Papa?“

„Hilbe, geliebtes Kind — fasse dich!“

„Wo ist Papa?“ schrie sie außer sich.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Vom Grund bis zu den Gipfeln,
So weit man sehen kann,
Jetzt blüht's in allen Wipfeln,
Nun geht das Wandern an.

Die Quellen von den Klüften,
Die Ström' auf grünem Plan,
Die Lerchen hoch in Lüften,
Der Dichter frisch voran.

Und über Felsenwände,
Und auf dem grünen Plan,
Das wirrt und jauchzt ohn' Ende:
Nun geht das Wandern an.

Josef v. Eichendorff.



Du bist vom Himmel mir beschieden.

Von Elise Hofmann.

(Nachdruck verboten.)

Wir kamen am Abend in Genf an, Papachen, meine kleine Schwester Ilse, Professor Hefler und ich. — Lasse Ilschen diese Zeilen, würde sie sofort ihr Näschchen rümpfen und ihrer großen Schwester erklären, daß sie für ihre neunzehn Jahre eine ganz stattliche Größe besitze. Sie schlummert neben mir, meine Ilse! Ach, wie liebe ich sie! Als ich zehn Jahre alt war, kam sie zur Welt und raubte mit ihrem jungen Leben das kostbare der Mutter. Lächelnd blickte sie aus ihren schönen Augen ihre Umgebung an und ahnte nicht, welche heiße Tränen diese Umgebung weinte. Zuerst liebte ich meine kleine Schwester nicht, die zärtliche Mutter war ja fortgegangen für immer und hatte, wie Papa sagte, Klein-Ilse zurückgelassen. Aber von Jahr zu Jahr ward sie mir mehr. Und als ich zwanzig zählte, war Ilse mir wie mein Kind. Ich sorgte für sie, erzog sie, labte mich an dem wunderschönen Erblühen der Kleinen. Ein wenig mehr Tiefe in der Auffassung der Dinge wünschte ich ihr, ein wenig mehr Ernst. Man hörte selten einen eigenen Gedanken von ihr. Das Leben will ernst genommen sein. Nun, vielleicht kommt's noch bei ihr. Vorläufig ist sie ihres Vaters Sonne und mein Kind, für das ich jedes Opfer brächte. Jedes? Ich frage mich, sagt man da nicht zuviel?

Wir sind in demselben Hotel wie er! Während der langen Fahrt durch den Süden sah er in unserm Coups, nachdem wir uns schon öfters gesprochen hatten. Er unterhielt sich prächtig mit meinem gelehrten, sonst so verschlossenen Vater. Das kommt davon, weil er vieles in einem zu wecken versteht. Ilse's unverhohlene Bewunderung, ihr Anstarren ließ er sich gefallen und tauschte hier und da ein paar Worte mit mir. Wir saßen noch spät abends auf unserm Balkon und sahen auf den glitzernden See. Er ist gleich Väterchen Professor, vielleicht anfangs der Dreißig. Ilse schwärmte ihn an, der Backfisch! Wenn ich mir sie als Gattin an der Seite dieses Mannes dachte! Unmöglich! Ihre Oberflächlichkeit würde ihn zugrunde richten! — Morgen in aller Frühe fahren wir nach Schloß Chillon, und am Abend wollen wir nach Petit Saconnex steigen. Von dort aus, so sagt unser Reisebuch, hat man einen selten schönen Blick auf den herrlichen Mont Blanc. Ich freue mich! —

So schrieb ich gestern! Gibt es Ahnungen? —

Professor Hefler, Papa, Ilse und ich fuhren an das alte, graue Schloß im See, und am Abend wandelten wir an den herrlichen, in Blumen und südländischen Bäumen versteckten Villen vorüber. Ilse hing sich an Papas Arm. Immer von Zeit zu Zeit sah sie sich nach uns um. Fühlig ging es mir durch den Sinn: kokettiert mein Kind ein wenig? Allerliebste sah sie aus in ihrem weißen Kleid, an dem durchaus eine Schleppe sein mußte. Jetzt raffte sie diese grazios auf, so daß man die hohen, hellen Stiefelchen sah. Ueber den breiten, roseneschmückten Hut hing ein weißer Schleier, den der Sommerwind leise hob. Wäre es ein Wunder, wenn der für seine Jahre ernste Mann der Wissenschaft sein Herz an das süße Geschöpfchen verlore? Ich beobachtete ihn mit seltsamer, innerlicher Spannung. Es schien mir durchaus nicht einerlei, ob er sich für meine junge Schwester begeisterte oder nicht.

Wir plauderten über die Schönheit, die uns umgab, Professor Hefler und ich. Wir blieben stehen, während die zwei Arm in Arm an der Gartenmauer dahinwandelten.

„Sehen Sie, das ist er!“ rief ich und zeigte auf den weißen Berg. Ich jubelte und war vielleicht recht kindisch in dem Augenblick für meine neunundzwanzig Jahre.

Er sah mich an, und ich sah ein Leuchten in seiner Augen, ein liebes, seltsames Leuchten.

Wir zeigten einander die Berge, sprachen von Chillon, von den Schauern der Vergangenheit, die uns dort umweht. Ergriffen hatten wir das alte Schloß durchwandert, die Stelle gesehen, wo Bonniward in Fesseln geschmachtet hatte, und hatten aufgeatmet, als durch die Lufen im alten Gemäuer der blaue See geschimmt hatte.

Von all dem sprachen wir und empfanden es wohl, den Klang der Muttersprache zu hören, eins vom andern. Wir verstanden uns so gut! — Der Professor trug mein Jackett, das von Ilse hatte er sich gar nicht ausgeben. Darüber freute ich mich wieder. Ich hatte überhaupt das Gefühl, als sei ich eine andere geworden. Mir war, als berge die Zukunft ein märchenhaftes Glück für mich. Schier aufgehoben mußte die Gottheit das haben für das alternde Mädchen. Ich hätte singen mögen die lustigsten Lieder und hätte weinen mögen die heißesten Tränen. Und alles gewann an Wert, alles gewann an intimer Schönheit, was er und ich gemeinsam anstauten als herrliche Schöpfungen des Schöpfers aller Erden.

Und dann war plötzlich ein Schutz um mich, anders als des Vaters treue Liebe und Fürsorge. Ich fühlte, es wachte jemand über mich, daß mein Fuß nicht an einen Stein stoße.

„Legen Sie den Mantel um,“ bat mein Beschützer, „es ist kühl, und Sie könnten krank werden!“

Ich fühlte durchaus keine Kälte, aber ich gehorchte so gern. Ein wenig ungeschickt war der Herr Professor, aber das rührte mich. Ich ließ den Mantel offen, denn ich wollte mir die zwei Rosen nicht zerdrücken, die er mir geschenkt hatte und die ich im Gürtel trug.

Wir gingen still weiter, ein wenig schneller, um die anderen zu erreichen. Er erzählte mir aus seinem Leben. Er stand allein, hatte nicht Eltern, nicht Geschwister. Ich fragte leise: „Warum bin ich so viel reicher als Sie?“

„Ich habe es nie gewagt, die Hand nach dem Glück auszustrecken und bereue es nicht. Was mir so erschien, war kein Glück. Jetzt erst ahne ich, wie reich einen das Leben machen kann.“ — sagte er und setzte leiser hinzu: „ich ahne es freilich nur, aber das allein macht schon reich!“

Wir blickten uns nicht an, ich sah wie durch einen Schleier und trocknete verstohlen die Tränen fort. Sprach er im Gedanken an Ilse? Oder hatte er daheim ein süßes Glück gefunden, das auf ihn wartete? Oder...?

„Eveline, da kommt ihr ja endlich!“ rief Papa, „dort stehen die Bänke, von da aus soll man eine der schönsten Aussichten auf den Mont Blanc haben!“

Drei erhöhte Bänke standen da, auf einigen saßen alte Männer, die ihr Pfeifchen rauchten. Sie kamen aus ihrem Heim, dem Ayl für Greise, das im Grünen gar nicht weit entfernt lag.

Wir setzten uns, und der Zufall ergab es, daß Herr Professor zwischen Ilse und mich zu sitzen kam. An meine andere Seite setzte sich sehr bald einer der Alten.

Bald sprach keines mehr von uns. Die laue Sommer- nacht sank herab, und drüben begann der weiße Berg zu leuchten. Immer deutlicher tauchte er auf.

„Notre Mont Blanc!“ sagte der Alte zu meiner Linken andächtig vor sich hin. Alle Abende sahen die Alten hier und beteten ihn fast an, den leuchtenden Riesen der Eiszwelt.

Der weiße Berg! Er nahm eine rosige Färbung an. Die Sonne küßte seine Firnen. Dann sank die Nacht immer tiefer herab und der Berg kleidete sich in eine märchenhafte Farbe. Grün, wie von unsichtbaren Händen beleuchtet.

„Das müssen wir in unser Herz aufnehmen, dieses Bild!“ sagte mein Beschützer leise zu mir. Ich lächelte mit leuchten Augen zu ihm hinauf.

Ilse hatte sich an Papa gelehnt.

Wir waren wie der Erde entrückt.

Um uns war die weiche Sommernacht des Südens. Und in diese weltentrückte Stimmung hinein erklang aus den offenen Fenstern eines der nächsten Häuser eine wunderbare Frauenstimme. Und was sie sang, war deutsch!

„Du bist die Ruh,
Du bist der Frieden...“

Die ersten Worte, konnten sie nicht auch jenem Herrlichen gelten, dem Stücklein eiserstarrer Ewigkeit, dem weißen Berg, der langsam, leise wieder seine leuchtende Farbe annahm?

Waren wir noch auf der kleinen, schmerzreichen Erde? Eine Hand faßte die meine. Ich hatte die toten Rosen in den Fingern. Er nahm die Rosen und die Hand, und ich überließ ihm beides in einer nie gekannten Seligkeit. Nun wußte ich, wer ihm, dem geliebten Mann, das Glück verkörpern sollte, nach dem er die Hände ausstrecken wollte... Ich will dir alles, alles sein, du Geliebter, ich will dir die schützende Liebe der Mutter geben und die zärtliche, hingebende des Weibes... Großer Gott! Du lieber weißer Berg! Dies Glück danke ich dir, du leuchtendes Stück Majestät!

„... mein besseres Ich!“ Rang es ergreifend herüber. Mein besseres Ich! Meine Hand fühlte den eisernen Druck. Ich weiß es jetzt, wer mein besseres Ich ist.

An diesem Abend verlobten wir uns. Drüben sanken violette Schleier auf das leuchtende Weiß. Und Papa und meine kleine Ilse standen auf und wußten nichts von dem Stücklein Himmel, der in zwei Herzen gefallen war.

(Schluß folgt.)



Si due faciunt idem, non est idem.

Eine vornehme Dame, die in sehr vielen Wohltätigkeitskomitees war, erhielt einmal folgenden Brief: „Berehrte gnädige Frau! Beifolgend gestalte ich mir, Ihnen einen Teppich im Werte von 150 Mark zu übersenden. Wenn Sie keine Verwendung dafür haben sollten, bitte ich ergebenst, ihn mir zurückzuschicken zu wollen; im andern Falle werde ich mir erlauben, Ihr Konto damit zu belasten. Ergebenst A. Z.“

„Der Mensch ist wohl verrückt,“ rief die hochgeborene Dame, „eine solche Unverschämtheit ist mir noch nicht vorgekommen.“

Und stugs setzte sie sich hin und schrieb: „Herrn A. Z. Ich habe keinen Teppich bei Ihnen bestellt und sehe nicht ein, warum ich mir die Mühe und die Kosten machen sollte, etwas zurückzuschicken, was ich nicht verlangt habe.“

Am nächsten Tage erschien ein Angestellter des betreffenden Geschäfts mit einem Schreiben: „Sehr geehrte gnädige Frau! Mein Vote ist beauftragt, den Ihnen unverlangt zugesandten Teppich wieder abzuholen. Ich bemühe die Gelegenheit, die höfliche Bitte an Sie zu richten, daß Sie die 12 Karten zu einem Wohltätigkeitskonzert, die Sie mir kürzlich unverlangt zusandten, auch wieder abholen lassen. Ergebenst A. Z.“

„Ein ganz unverschämter, ungebildeter Mensch!“ sagte die vornehme Dame.



Warum nicht?

„Nein,“ erklärte der junge Mann mit melancholischer Stimme, „das Glück ist nicht für mich. Vielleicht wird es mir später einmal beschieden, aber einstweilen ist es mir versagt. Ich liebe ein Mädchen und sie liebt mich, aber wir können nicht heiraten und von 20 000 Mark jährlich leben.“

Seine beiden Freunde waren starr. Erstaunen, Schrecken und Mitleid drückten sich in ihren jugendlichen Gesichtern aus. Als sie sich etwas erholt hatten, riefen beide zu gleicher Zeit: „Ihr könnt nicht mit 20 000 Mark jährlich leben. Ja, um Himmelswillen, warum denn nicht?“

„Warum nicht?“ wiederholte der Jüngling mit der melancholischen Stimme, „aus einem sehr einfachen Grund — weil wir die 20 000 Mark nicht haben!“

Rätsel und Aufgaben.

Buchstabenergänzung.

— s —	— o —
— o —	— e —
— o —	— a —
— b —	— a —
— e —	— o —
— d —	— e —
— u —	— u —
— t —	— c —
— a —	— t —
— a —	— e —

Die Striche sollen durch Buchstaben ersetzt werden, so daß Hauptwörter entstehen, deren Anfangsbuchstaben, sowie eine weitere senkrechte Buchstabendreiecke, nacheinander gelesen, ein Sprichwort nennen. Die Wörter bezeichnen aber in anderer Reihenfolge: einen Vogel, einen Knabenamen, einen englischen Seehelden, ein Gewere, einen Propheten, eine Dattinsel, eine Himmelsrichtung, eine der Gesellschaftsinseln, eine Stadt in Rußland und eine Stadt im Rheinland.

Rebus.



Auflösungen der Rätsel aus letzter Sonntagsnummer.

Vortragsrätzel.

Kontor	Torgau
Murich	Nichter
Rose	Cent
Laura	Nabe
Gaa	Abel
Urne	Newa
Temme	Medoc
Rehe	Hero
Wilo	Lotus
Dahle	Senat
Weber	Vertha

Karl Guklow, Uriel Neofa.

Schieberätsel.

Ganghofer
Schleier
Herrschaft
Wiene
Schaffe
Holland
Unstrut
Landeshut
Waldheim
Grachten
Schlucht
Reingold
Linsen
Scharnhorst
Thorn

Gleich und gleich gesellt sich gern.

Rebus.

Dampfschiffahrtsgesellschaft.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Kindlich.

Achtjährige Offizierstochter zur Mama: „Das ist aber doch schrecklich, wie grausam es im Kriege zugehen muß, denke, Papa erzählte mir, daß sogar die Depesche verstümmelt gewesen sei, die Du ihm geschickt hast.“

Praktisch.

— „Ich sage Ihnen, das Pflaster von Berlin brennt mir unter den Sohlen.“

— „So, freuen Sie sich doch, da bekommen Sie ja keine kalten Füße.“

Eine Frage.

Der kleine Emil (vor'm Affenhaus): „Mama, wo stecken denn die Affen ihr Portemonnaie hin?“

Auch eine Philosophie.



A.: „Macht Ihnen die Arbeit Spaß?“ — B.: „Ja, sehr!“
 — A.: „Essen Sie gern Kartoffeln?“ — B.: „Sehr gern!“
 — A.: „Nun, da können Sie sich ja in Ihrem Leben viele Festtage bereiten!“

Immer fachmann.



„Das ist der zweite Mann von der Selcherswitwe Krüppelspiß!“ — „So? Der schaut ja aus, als wenn er ihre Buwag' wär'!“

Glänzender Stil.

Eine Lampe neuester Konstruktion ist zu verkaufen welche man 8 Tage lang brennen kann, ohne gepußt zu werden

Wenn die Schwiegermutter heiratet.

Professor Maasheim galt als der beste Schwiegersohn, der seine Schwiegermutter in demselben Grade, wie sie ihm zugetan war, vergötterte. Deswegen war er dem Wunsche seiner kleinen Frau, Mamas Geburtstag auf dem Gute derselben zu verleben, sie durch einen Besuch zu erfreuen, nicht im mindesten abgeneigt, um so mehr, da man sich seit Jahresfrist nicht gesehen und der Geburtstag in die Zeit fiel, welche dem Professor als Urlaub in seinem akademischen Lehramte jährlich zugestanden wurde. Man schmiedete diesen Plan bereits volle zwei Monate vorher, aber auch diese Zeit verging. Obgleich der Professor vor seinem Frauchen nie ein Geheimnis barg, hatte er diesmal unter großer Selbstverleugnung vermocht, ihr das, was er der guten Mama als Geburtstagsgeschenk zu widmen beabsichtigte, zu verbergen. Alles Schmeicheln der hübschen, neugierigen Frau war vergebens. Sobald der Professor sich an die Geburtstagsarbeit machte, schloß er sich in dem Atelier ein. Verließ er dasselbe, so stellte er das noch nicht beendete Werk in den großen, nur ihm zugänglichen Schrank. Gerade einen Tag vor der Abreise wurde es fertig und von dem verschwiegeneu Jattotum des Professors an die Adresse der Schwiegermutter zur Post gebracht.

Als der Zug ankam, winkte Mama den Einfahrenden entgegen, — dort stand auch die Equipage, welche die kleine Gesellschaft nach dem Gute führen sollte. Aber ein wenig besangen blickte die Professorin auf die stattliche Figur ihrer noch keineswegs alten Mutter, welche die Kinder liebevoll an's Herz schloß, während ihres Schwiegersohnes Antlitz den Ausdruck verdiente, den man gewöhnlich den phlegmatischen Grautieren mit langen Ohren beizulegen pflegt.

Ja, — die Dame mit den fennelblonden, früher grauen Haaren, den frischroten Wangen, welche an Natürlichkeit mit denen der jugendlichen Tochter wetteifern konnten, mit den jetzt untadelhaften, perlengleichen Zähnen war wirklich die Mama und Schwiegermama, welche einen graubärtigen Herrn Rittergutsbesitzer als lieben Bekannten vorstellte, der sie so zärtlich anblickte, daß dem jungen Ehepaar gleich klar wurde, was die Kluft zwischen den beiden geschlagen hatte.

„Du . . . Mama will wieder heiraten,“ raunte die Professorin dem Gatten zu, dessen überraschte Gefühle nur ein Nicken seines Kinnstirnhauptes zuließen und der sehr einfältig, fast niedergeschlagen während der Fahrt nach dem Gute schien. Kurz vor der Ankunft zu Hause dankte Mama dem Professor für das ihr übersandte Geschenk, welches sie, um den Schwiegersohn zu ehren, nur in seiner Gegenwart zuerst bewundern wollte. Sie hatte Lisette, dem Stubenmädchen, befohlen, es auszupacken und bereit zu halten, sobald man angekommen sei. Ein so schwerer Senfzer entrang sich als Antwort der Brust des Professors, das man ihn besorgt fragte, ob ihm etwas fehle. Er verneinte, die ihm teilnahmevoll gewidmete Aufmerksamkeit bezweckte, daß er lebhafter erschien, doch entging seiner Frau die Unruhe ihres Gatten nicht.

„Wo ist Lisette? . . .“ Diese Frage richtete der Pro-

fessor mit gedämpfter Stimme sogleich an einen Diener, welcher den Herrschaften beim Aussteigen behilflich war. Aber seine Gattin hatte dennoch diese nicht für ihr Ohr bestimmenten Worte vernommen und der einzige Fehler der niedlichen Frau, durch welchem sie ihrem Manne schon manche unangenehme Minute bereitet hatte, kam zum Ausbruche.

Sie kniff ihm im wahren Sinne des Wortes so heftig in den Arm, daß er einen leisen Schrei nicht zu unterdrücken vermochte.

„Also Lisette ist's, die Dich beeinflusst, Dein Sinnen und Fühlen so beanspruchte, daß Du mich in der letzten Stunde nur mein bodenloses Nichts fühlen ließe!“ zischte sie . . . „wartel!“ . . . und sie zog den willenlosen Mann an der am Eingange des Hauses knigenden, niedlichen Lisette, ohne deren Gruß zu erwidern, energisch vorüber.

„Verloren . . . blamiert . . . zu spät,“ murmelte er dumpf, „Lisette hätte es auf meinen Wunsch noch schnell fornehmen, können und nur Deine Eifersucht, Frau, wird jetzt schuld an Allem sein.“ Nun blickte sie ihn doch fragend an, aber die Augen aller waren schon dem lebensgroßen, in Öl gemalten Portrait, gegenüber der Tür des Salons, welchen man betreten hatte, zugewendet.

Wen stellte es dar? . . . Der Professor trocknete im Hintergrunde die hellen Schweißtropfen von der Stirne, während seine Frau und der ältliche Herr das Bild und dann unwillkürlich die Gestalt der Dame des Hauses musterten. Sollte die Dame im grauen Haar und altfränkischer Kleidung, welche ernst und würdig blickte, die blonde, heut' so heitere Hausfrau bedeuten? Unmöglich! Aber diese sprechend ähnlichen Gesichtszüge, welche nur ein Meister seiner Kunst so getroffen hinzuzaubern vermochte, redeten zu deutlich für die Richtigkeit der Vermutung. Wie ein Alp lag es auf den vier Personen, weder die junge Frau, noch der ältliche Herr hatten die Geistesgegenwart, durch irgend eine treffende Bemerkung das Peinliche des Augenblicks zu klären. Doch diejenige, welche durch das ihr zum heutigen Biegeufeste verehrte Geschenk auf das empfindlichste betroffen werden mußte, die verjüngte Schwiegermutter, wußte sich nicht nur am schnellsten zu fassen, sondern ihr wirklich gutes Herz erinnerte sich des Gatten ihrer Tochter, der mehr als niedergedonnert in einem Janeteuil gesunken war. Er hatte ja das Beste bezweckt, — grade so, wie er sie gemalt, schaute die Schwiegermutter vor zwei Jahren, da er mit seiner Brant vor dem Altar stand, aus, waren ihre Züge, ihr Anblick in seinem Gedächtnis haften geblieben!

Sie trat zu ihm und sprach laut, das die anderen es hörten:

„Meinen innigsten Dank für Deine Aufmerksamkeit, lieber Sohn . . . meine Mutter, wie sie lebt und lebt . . . wo hast Du ihr Portrait aufgestöbert, daß Du es so vorzüglich zu treffen verstandest . . .“ und ganz leise fuhr sie fort: „Aber jetzt ein vergnügtes Gesicht gemacht, lieber Junge . . . Was kannst Du dafür, wenn Deine Schwiegermutter heiraten will . . .“

Ökonomisch.

— „Warum nur die Familie K den langweiligen Dichter Schimmel zu jeder Gesellschaft einladet?“

— „Ja, aus Sparsamkeitsrückichten. Der Kerl verdirbt durch seine Gedichte, die er vorträgt, den Gästen den Appetit, und da kostet denn das Diner natürlich nur halb so viel.“

Notwendig.

Vater: „Was, Du kommst beim Studium nicht mit zweihundert Mark monatlich aus, Du willst dreihundert haben?“

Sohn: „Ja, Papa, bedenke doch, das Petroleum ist wieder teurer geworden.“

Glaublich.

Richter: „Also Sie geben zu in die Wohnung eingebrochen zu sein und alles Wertvolle daraus entwendet zu haben. Was haben Sie zu Ihrer Verteidigung zu sagen?“

Angeklagter: „Jott, Herr Richter, es war bei mir die reene Kenjierde, id wollte bloß sehen, wat id for die Sachen uf't Leihamt kriegen würde.“

Widerspruch.

— „Ich sage Dir, meine Frau macht mir das Leben zur Hölle.“

— „Und da klagst Du noch immer so über ihre Kälte gegen Dich?“

Macht der Gewohnheit.

— „Warum hat sich denn der Schauspieler M. zum zweiten Male verheiratet?“

— „Ich glaube er hat, als er sich das erste Mal verheiratete, da capo rufen hören.“

Mitleid.



— „Haben Sie auch in Ihrer Familie viele verunglückte Mutter?“

— „Nein, gar keinen.“

— „Na ja, es muß ja auch solche Familien geben.“

Verhängnisvoll.

— „Warum geht Frau X. nach der Hochzeit immer so tief verschleiert?“

— „Ja nun, weil sie für ihren Mann so verhängnisvoll geworden ist.“

Traurig.

Schauspieler: „Das ist ja eben das traurige in unserm Beruf, sobald der Saal leer ist, bekommt unsereiner kein Salair.“

Beste Strafe.

— „Was? Ihr Sohn sagte neulich, er wolle sich eine Kugel durch den Kopf jagen.“

— „Er soll es nur tun, dann enterbe ich ihn augenblicklich.“

Aus der Grossstadt.

Herr: „Also Fräulein, Sie lieben mir nicht, denken Sie doch, wir wohnen ja in dasselbige Haus?“

Fräulein: „Ja wissen Sie, bei uns in's Haus wohnen dreihundert Personen, da hätt' ich vilke zu tun, wenn ich da alle Männer lieben wollte.“

Starke Steigerung.

Fremder: „Wie lange sind denn bei Ihnen die Wiener Café's geöffnet?“

Einheimischer: „Einige bis zwei Uhr Nachts, andere wieder die ganze Nacht und manche sogar noch länger.“

Die zerstörte Freundschaft.

Sie standen häufig bei einander . . .
Sie hatten viel sich zu vertrau'n;
Und hatte Friedchen eine Robe,
Die mußte Bildchen schnell beschau'n.

Dem Namen Friedchen Ehre machte;
Zu schlafen schienen Groll und Reid —
Auf einmal spie sie Gift und Galle:
Die Freundin trug das — gleiche Kleid.

Emil Hantisch.

Nie verlegen.



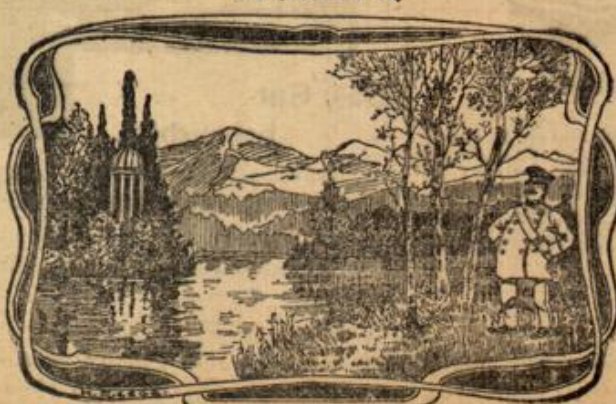
Gast (der ein nicht mehr ganz frisches Fleisch bekommen hat): „Sie, Herr Wirt, das Karbonadl ist nicht frisch!“

Wirt (erstaunt): „So — da müssen's wahrscheinlich die Speiskarten von ‚vorgestern‘ erwischt ham!“

Kindermund.

Der kleine Emil (zur Mama, die bei Tisch zweimal stark nach dem Mädchen läutet): „Aber Mama, Du bist doch kein Straßenbahnkutscher?“

Verzierbild.



Hier war doch ein Vagabund?!

Gebildet.

In einem Damenzirkel hält ein Professor Vorträge über die Kreuzzüge. — Nach Schluß des Vortrags ruft eine Dame begeistert aus: „Nein, Herr Professor, wie genau Sie alles geschildert haben, Sie sind doch gewiß mit dabei gewesen?“

Schreckliche Folge.

— „Haben Sie gehört von dem großen Unglück in Wien?“

— „Herrje, da werden gewiß die Wiener Würste teurer werden und ich esse die grade so gern.“

Ihr Ideal.

(zu nebensiehendem Bilde.)

„Ah, das Fräulein von Gelbern ist auch hier?“
 „Ja, sie hofft hier, abseits vom materiellen Getriebe, einen Ideal-Mann zu finden.“
 „Und wie muß dieser Ideal-Mann sein?“
 „Nun, irgend ein Millionär.“



Die hilfreiche Säule.

Student: „Herr Professor ich möchte Sie bitten, mir das bei Ihnen gehörte Kolleg über Logik zu testieren!“
 Professor: „Aber ich habe Sie ja nie bei mir gesehen!“
 Student: „Ich saß immer hinter der Säule!“
 Professor: „So, Sie sind jetzt schon der Zwölfte, welcher immer hinter der Säule gefressen hat.“



Hinderungsgrund.

— „Gehen Sie heute in das M. . . 'sche Konzert?“
 — „Nein, die Musik da ist so laut, da versteht man ja sein eigenes Wort nicht.“

Ihr Ideal.



Glossen.

Rat für erfolgshungrige Dramatiker.

Sei allegorisch, symbolisch,
 Sei mystisch, philosophisch endlich,
 Sei meinetwegen occultistisch,
 Nur, lieber Freund — sei unverständlich.



Abnutzung.

Mancher sollte fröhlich sein
 Und versinkt doch oft in Trauer,
 Glück verliert an Wert allein
 Oft durch seine Dauer.

Max. Bern.



Diplomatisch.

Komm' her, Robert, haue mich
 Und dann schrei' ich fürchterlich.
 Dann kommt Tante, tröstet mich,
 Gibt mir Kuchen, sicherlich.
 Diesen Kuchen, den ich krieg',
 Teilen wir dann brüderlich.



Im Eifer.

Lehrer: „Müller, warum sehen Sie hier dieses Komma! O Sie entsetzlicher Ignorant! Wie werden Sie dereinst dieses Komma vor Ihrem Schöpfer verantworten wollen!“

Die Familienschrecken.



Dufel: „Nun, Lottchen, was guckst Du mich denn so an?“ — Lottchen: „Ach, weißt Du, Dufel, ich möchte gern wissen, wie die Haare rutschen können?“
 — Dufel: „Wieso?“ — Lottchen: „Na, Papa sagte doch gestern, Dir wären die ganzen Kopfschuppen unter die Nase gerutscht.“

Besorgt.

— „Was blätterst Du denn so eifrig im Konversations-Lexikon?“
 — „Ich sehe nach, auf welcher Seite einmal mein Name zu stehen kommt.“

Nichts Merkwürdiges.

— „Denken Sie nur einmal, Johann, unsere Rache hat nicht weniger als sechs Junge zur Welt gebracht und merkwürdigerweise lauter Weibchen!“
 — „Aber da ist doch nichts Merkwürdiges daran, Jungfer Köchin, die Mutter ist ja auch ein Weibchen!“



Das Entbehrlichste.

Ehemann (seiner Frau telegraphierend): „Hier sind fünfzig Pfennig, das Telegramm zu befördern!“
 Beamter: „Es sind aber elf Worte.“
 Ehemann: „Dann lassen Sie bitte 'treuer' bei, 'Gatte' fort!“

Hu!

— „Na Meester, Sie sind ja so betrübt heute beim Umzug, Sie sind doch schon so oft gezogen.“
 — „Na eben, heute des is meine Jubiläumsziehung und die geht doch nich immer so flott ab.“